

*Hartmut Lehmann*  
**DIE EVANGELISCHE KIRCHE  
 IM KÖNIGREICH  
 WÜRTTEMBERG 1806–1918**

Anfang wie Ende der Monarchie in Württemberg fielen in eine Zeit der Kriege, der Not und der Gewalt. Von den knapp 16.000 württembergischen Soldaten, die von Napoleon mit auf seinen Russlandfeldzug genommen wurden, kehrten nur etwa 500 zurück. Viele Tausend Württemberger mussten dann auch im Ersten Weltkrieg ihr Leben lassen, in einem Krieg, der von Berlin und nicht etwa von Stuttgart aus geplant und geführt wurde. Der Anfang wie das Ende der Monarchie in Württemberg war also fremdbestimmt. Der Anfang wurde bestimmt durch die Herrschaft Napoleons, das Ende durch die Herrschaft des preußischen Militärs. Zu Beginn wie gegen Ende der Monarchie in Württemberg hatten die Vertreter der evangelischen Kirche also vor allem die Kriegstoten zu betrauern, die Hinterbliebenen zu trösten und zu versuchen, den schwierigen Zeitläuften doch noch irgend einen Sinn abzugewinnen. Zu fragen ist, wie die Jahrzehnte dazwischen verliefen und ob diese, wie oft geschehen, als die »gute alte Zeit« bezeichnet werden können.

Für die ersten ein, zwei Jahrzehnte nach 1806 ist die Charakterisierung der Verhältnisse als »gute alte Zeit« in jedem Falle nicht richtig. Denn bis etwa zu den Jahren 1819/20 war die wirtschaftliche, soziale und politische Lage des Landes äußerst schwierig. Das neue württembergische Königreich war Teil des Napoleonischen Imperiums. Die Bündnistreue wurde von Paris reichlich belohnt. Binnen weniger Jahre war der Umfang des Landes auf das Doppelte gewachsen; und noch wichtiger: der größte Teil der Neubürger war nicht evangelisch, sondern katholisch. Die von Herzog Christoph in der Mitte des 16. Jahrhunderts geschaffene

nen Grundlagen für die evangelische Kirche in Württemberg gehörten damit der Vergangenheit an. Binnen kurzer Frist ordnete König Friedrich das evangelische Kirchenwesen neu. Das altwürttembergische Kirchengut wurde mit dem Staatsvermögen vereinigt. Die evangelischen Pfarrer wurden Staatsbedienstete. Das Konsistorium wurde dem Geistlichen Departement unterstellt. Die Autonomie der evangelischen Kirche wurde somit konsequent abgeschafft. Zentralismus und Absolutismus waren die Leitlinien der königlichen Politik. Das evangelische Kirchenvolk wurde von oben verwaltet. Irgendeine Form der Mitbestimmung gab es lange Jahrzehnte nicht. Die Gemeinden unterstanden den Dekanaten und diese wiederum der Kirchenleitung. Doch nicht alles, was von der Kirchenleitung im Auftrag des königlichen Ministeriums angeordnet wurde, fand Zustimmung.

Dass in diesem Rahmen nur die wichtigsten Etappen markiert und nur die wichtigsten Themen diskutiert werden können, versteht sich von selbst. Im Folgenden sollen zwei Aspekte aus der Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg etwas näher beleuchtet werden: Zum einen die besondere Bedeutung des Pietismus, zum anderen die Frage, welche Erkenntnisse sich aus den seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erhobenen Kirchenstatistiken gewinnen lassen.

1. Die Pietisten waren in der evangelischen Kirche in Württemberg im 19. Jahrhundert die stärkste Kraft, die pietistische Reichgottesarbeit war aber nur teilweise mit den Interessen des Königreichs Württemberg identisch.

Schon gegen die Einführung des neuen Gesangbuchs im Jahre 1791 hatte es in vielen Gemeinden Proteste gegeben. Ebenso stieß die neue Liturgie von 1809 auf heftigen Widerstand. Weit über die Kreise der Pietisten hinaus wurde der Geist der Aufklärung, dem die Kirchenleitung folgte, abgelehnt. Schon vor 1806 waren größere Gruppen nach Amerika emigriert. Erinnerung sei an Johann Georg Rapp und seine Anhänger. Und auch nach 1806 beschäftigten sich viele Pietisten mit dem Gedanken, ihrer alten Heimat den Rücken zu kehren. In der von Gewaltanwendung gegen jedwede Form des Widerspruchs bestimmten Linie der

neuen königlichen Regierung sahen sie ebenso ein Zeichen der nahen Endzeit wie in dem Umsturz der gesamten Weltordnung seit Beginn der Französischen Revolution. Auch gemäßigte Pietisten wussten, dass ihre radikaleren Brüder, die sich von der Landeskirche separiert hatten, ins Gefängnis geworfen worden waren. Selbst ein so vorsichtiger Mann wie Johann Michael Hahn beschäftigte sich jahrelang mit dem Gedanken, ob nicht doch der Zeitpunkt zur Emigration nach Nordamerika gekommen sei. Als in den Jahren 1816 und 1817 Missernten zu einer lang anhaltenden schweren Hungersnot führten, spitzte sich die Lage zu. Tausende von Württembergern, insgesamt etwa 20.000, entschlossen sich nun zur Emigration. Die Pietisten, die etwa 10 Prozent der gesamten Auswanderer ausmachten, wiesen die Richtung. Da sie aufgrund der Überlegungen von Johann Albrecht Bengel überzeugt waren, dass das Tausendjährige Reich im Jahre 1836 in Jerusalem beginne, zogen sie nunmehr nicht in die Neue Welt, nach Amerika, sondern nach Osten. Im Süden Russlands, etwa auf halbem Wege nach Palästina, suchten sie in den schweren Stürmen und Anfechtungen der *letzten Zeit* einen Zufluchtsort. Dass der russische Zar Alexander den württembergischen Auswanderern Land zu günstigen Konditionen anbot, war für die Anführer der Auswandererkolonnen ein weiteres wichtiges Zeichen. König Wilhelm I., der seit 1815 regierte, suchte verzweifelt nach Abhilfe.

Abb. 5 — Johann Michael Hahn (1758–1819), ganz rechts, mit seinen Schülern, den Begründern der Hahn'schen Stunde.



Denn wie konnte nach den schlimmen Kriegsjahren sein Land wieder aufgebaut werden, wenn besonders fleißige und tüchtige Handwerker und Bauern in großen Scharen ihre Heimat verließen?

In dieser Situation ergriff der Leonberger Bürgermeister Gottlieb Wilhelm Hoffmann die Initiative. In einem Memorandum legte er der königlichen Regierung dar, dass viele Pietisten gerne im Lande bleiben würden, wenn sie in einem Ort leben könnten, der nicht dem aufgeklärt-absolutistischen Kirchenregiment unterstehen würde. Fünf Jahre zuvor, im Jahre 1812, hatte die königliche Regierung die im Jahre 1806 gegründete Herrnhuter Siedlung Königsfeld an Baden abgetreten und damit den Aufbau der evangelischen Landeskirche konsolidiert. Nach komplizierten internen Debatten konzedierte sie nunmehr unter dem Druck der Zeitumstände die erneute Einrichtung einer von der evangelischen Landeskirche unabhängigen Gemeinde. Ein Brüderkollegium wählte 1818 Johann Michael Hahn zum Vorsitzenden. Er sollte die neue Gemeinde gründen. Das war jedoch nicht seine Sache. So kam es bald zu Spannungen zwischen ihm und Hoffmann.

Die weitere Geschichte kann knapp zusammengefasst werden. Obwohl die Zeit drängte, konnte Hahn sich nicht entschließen, die königliche Konzession umzusetzen. Als Hoffmann im Januar 1819 schließlich die Initiative ergriff und das heruntergekommene Rittergut Korntal bei Leonberg kaufte, war Hahn entsetzt. Hoffmann habe zu viel bezahlt, ließ er diesen wissen, und den Bund des Brüderkollegiums gebrochen. Er selbst werde jedenfalls vorerst nicht nach Korntal ziehen. Wenige Wochen später ist Hahn gestorben. Nun war der Weg für Hoffmann frei, der in den folgenden Monaten alle für die Gründung der Brüdergemeinde Korntal notwendigen Schritte unternahm. Im August 1819 konnte diese offiziell eingeweiht werden. Damit war eine erste Bresche in das streng hierarchische Gebäude der evangelischen Kirche geschlagen. Da Hunderte von Pietisten gerne nach Korntal ziehen wollten, die neue Gemeinde aber nicht so viele Menschen aufnehmen konnte, richtete Hoffmann die Bitte an die königliche Regierung, die Einrichtung von weiteren von der Landeskirche unabhängigen Gemeinden zu gestatten. Diese

zögerte, suchte nach Ausflüchten und machte den Pietisten schließlich einen geradezu abwegigen Vorschlag: Wenn sie denn ihren Plan umsetzen wollten, so sollten sie ein Moor in Oberschwaben, das Lengeweiler Ried, urbar machen. Erneut kam es zum Streit zwischen Hoffmann auf der einen und den Anhängern von Johann Michael Hahn auf der anderen Seite. Erneut setzte sich die pragmatische Linie Hoffmanns durch. Die 1824 gegründete und rundherum von katholischen Gemeinden umgebene neue Siedlung Wilhelmsdorf sollte auf Jahrzehnte hinaus Kornal finanziell schwer belasten. Angemerkt sei, dass mein Ururgroßvater Johannes Fausel der erste Schmied in Wilhelmsdorf war.

Eine weitere, deutlich andere Phase in der Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg sollten dann die 1820er und 1830er Jahre sein. Die allgemeine Not war aufgrund von guten Ernten sowie vor allem auch aufgrund einer von König Wilhelm I. initiierten umsichtigen Reformpolitik weitgehend vorbei; nur noch wenige Menschen wanderten aus. Selbst die Pietisten richteten sich nun im Lande weitgehend ohne Vorbehalte ein. Die evangelische Landeskirche war in ihren Augen aber nicht der entscheidende Bezugspunkt für ihr Denken und Handeln. Wichtiger als alles, was das Konsistorium entschied und was die Dekane umzusetzen hatten, war ihnen das, was sie als Arbeit im Reich Gottes bezeichneten. Zu dieser Arbeit gehörten verschiedene Felder: Zunächst und vor allem die Äußere Mission, so wie sie von der kurz nach 1800 gegründeten Basler Missionsgesellschaft vorangetrieben wurde. In Basel standen mit Christian Friedrich Spittler und Christian Gottlob Blumhardt württembergische Pietisten an leitender Stelle. Dutzende, ja Hunderte von jungen Württembergern wurden in den folgenden Jahrzehnten in Basel als Missionare ausgebildet und in die weite Welt hinausgeschickt. Nicht vergessen seien auch die Missionsbräute. Zwei Schwestern meiner Urgroßmutter gingen in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Missionsbräute nach Westafrika. In vielen württembergischen Gemeinden gehörten die Missionsfeste zu den Höhepunkten des Kirchenjahres.

Nicht minder wichtig war den Pietisten die Verbreitung der Bibel. Die 1812 mit Londoner Hilfe errichtete Stuttgarter Bibelanstalt gehörte bald

zu den wichtigsten und auch vom König geförderten Einrichtungen des Landes. Wer die Bibel kenne, so lautete das politische Argument, der könne revolutionärem Geist nicht anhängen. Für die Arbeit im Reiche Gottes engagierten sich außerdem zahlreiche Rettungsanstalten, Vereine und Verlage. Binnen weniger Jahre entstand somit neben den offiziellen Organen der Landeskirche ein buntes, zugleich jedoch geschlossenes System von Initiativen, die alle dem einen Zweck dienten, nämlich die Arbeit im Reiche Gottes voranzutreiben. Die Personen, die sich als Arbeiter in Gottes Reich verstanden, können alle der Erweckungsbewegung zugerechnet werden. Neben dem, binnen weniger Jahre im ganzen Land bekannten, hoch begabten und 1828 viel zu früh verstorbenen Prediger Ludwig Hofacker muss Christian Heinrich Zeller genannt werden, der in Beuggen bei Basel die erste Rettungsanstalt gründete. Ferner Albert Knapp, enger Freund und erster Biograph von Ludwig Hofacker, der sich um die Gesangbuchreform verdient machte, dann Johann Christian Friedrich Burk, der in vielen Arbeiten die Leistungen der württembergischen Pietisten des 18. Jahrhunderts verklärte, außerdem Christoph Ulrich Hahn, der sich äußerst erfolgreich für die Verbreitung frommer Traktatliteratur einsetzte, und schließlich Christian Gottlob Barth, ein Multitalent: Er gründete den Calwer Verlagsverein, schrieb für diesen Verlag selbst eine württembergische Geschichte und eine württembergische Kirchengeschichte und setzte sich unermüdlich für die Missionsarbeit ein. Die Einführung zu seiner 1843 publizierten Geschichte Württembergs zeigt, in welchem Maße sich die württembergischen Pietisten inzwischen mit ihrer Heimat identifizierten.

*Der geneigte Leser müsse vor allem wissen, schreibt Barth dort, dass es zwei gelobte Länder in der Welt gibt, das eine ist das Land Canaan oder Palästina, das andere ist Württemberg. Das glaubten wenigstens viele ehrliche Württemberger. ... Das Land Canaan, das wir aus der Bibel kennen, sei ein Land, in welchem Milch und Honig fließen, und ein gelobtes Land, weil Gott es Seinem Volk gelobt und verheißen hat. Und Württemberg, so weiter Barth, sei auch ein gelobtes Land, weil es kein besseres gibt in der ganzen Welt, und weil es wenigstens von den Schwaben gelobt wird, wenn es*

*auch Niemand sonst loben wollte. Auch in der äußeren Gestalt seien Württemberg und Palästina durchaus vergleichbar. Der Kalkstein bildet dort wie hier das Hauptgebirge des Landes, nur dass wir anstatt des Basalts auf der anderen Seite des Jordan den rothen Sandstein und Granit haben. Wie Palästina eine liebliche Mitte zwischen den heißen und gemäßigten Erdgegenden einnehme, so dass die Palme und der Weinstock sich darin die Hand reichen, so liege auch Württemberg in der gemäßigten Zone wiederum mitten drin und weise neben dem Weinstock auch die rauhen, aber nützlichen Tannen und Fichten auf. Damit sei er mit seinem Vergleich aber noch nicht am Ende. Das Volk, welches zur Zeit des Alten Bundes im Lande Canaan wohnte, sei, so Barth, das gesegnetste von allen Völkern, sei Gottes Augapfel gewesen. Und wer könne es dem württembergischen Patrioten verdenken, wenn er meine, es sey mit dem württembergischen Volke doch auch etwas Ähnliches? Suche man doch vergeblich nach einem Lande, in welchem so viel christlicher Sinn, eine so tiefe Grundlage biblischer Erkenntniß und Erfahrung zu Hause wäre. Seit den Zeiten der Reformation seien durch Talent und wissenschaftliche Tüchtigkeit ausgezeichnete Männer aus dem kleinen Württemberg hervorgegangen.*

Abb. 6 — David Friedrich Strauß (1808–1874),  
der Verfasser des 1835 erschienenen »Leben Jesu«.



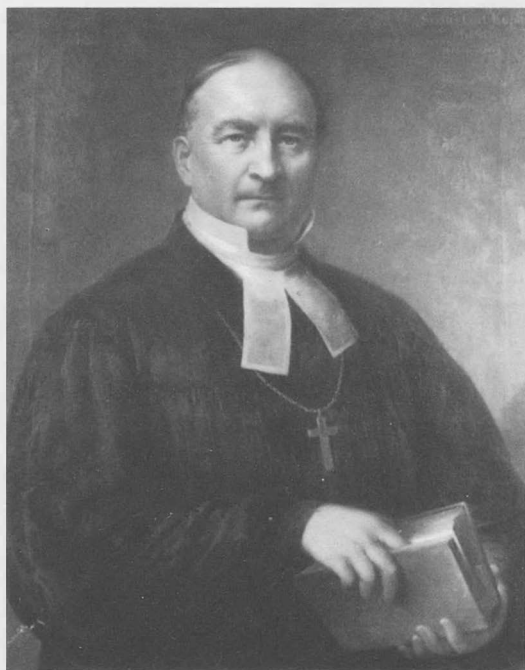
Und dies gelte auch für seine eigene Zeit. *Seitdem Gott in der neuesten Zeit, so weiter Barth, die protestantische Christenheit wieder erweckt hat, sich mit Eifer der unglücklichen Heidenwelt anzunehmen, und von ihren Schätzen auch den armen Brüdern im finstern Lande etwas mitzuteilen, habe kein Land in der Welt nach Verhältniß der Bevölkerung so viele Friedensboten für die heidnische Welt geliefert wie Württemberg; und obgleich seine protestantische Bevölkerung nur den sechzigsten Teil aller Protestanten ausmache, so hätte diese doch den zehnten Teil sämtlicher evangelischen Missionare beigetragen.* Gewiss, wie die Juden einst, so dienten auch die Schwaben ihren Nachbarn zum Gespött. *Wenn ihre belächelte Einfalt mit der Empfänglichkeit aber damit zusammenhänge, sich durch die ewige Weisheit belehren zu lassen und die Sprache Canaans zu lernen, so könne dies seinen Landsleuten nur zum Ruhme gereichen.* Barths Fazit: *Wie Deutschland in Europa, so stehe Württemberg in Deutschland, ausgezeichnet durch den Charakter der Geradheit, Aufrichtigkeit und Gemüthlichkeit, durch Talent und Gründlichkeit. ... Wem viel gegeben ist, so Barth, von dem wird man viel fordern.* Wenn seine Landesleute ihre Gaben aber missbrauchten, *wie das Volk Israel that*, so werde es diesen am Ende auch nicht besser gehen als jenen.

Barths Geschichte Württembergs ist in verschiedener Hinsicht aufschlussreich: Sie zeigt, dass württembergische Pietisten wie Barth die Regierung König Wilhelms I. spätestens seit den 1840er Jahren uneingeschränkt akzeptierten. Auch in der Revolution von 1848/49 unterstützten die Pietisten die königliche Obrigkeit, soweit ihnen das möglich war. Mehr noch erstaunt im Rückblick, dass Württemberg für Barth nur das evangelische Württemberg war. In dem von ihm gezeichneten Bild kommen die Katholiken Oberschwabens, die mit der großen Säkularisation von 1803 und in den folgenden Gebietsveränderungen an Württemberg gefallen waren, nicht vor. Dass auch viele dieser Katholiken besonders fromm waren, nahm der fromme Pietist Barth nicht zur Kenntnis. Dass alle Frommen des Landes bei karitativen Projekten hätten kooperieren können, lag für ihn außerhalb jeder denkbaren Möglichkeit.



An einer Stelle merkte Barth an, in Württemberg wüchsen nicht *lauter Heilpflanzen*. So gediehen *unter seinen Blumensträußen auch giftige so kräftig*, dass sie ihren *betäubenden Duft weithin verbreiten*. Mit dieser Formulierung spielte Barth auf David Friedrich Strauß an, dessen 1835/36 in zwei Bänden publizierte Abhandlung über das Leben Jesu weit über Württemberg hinaus Schlagzeilen machte. Die Pietisten nahmen das Buch von Strauß zum Anlass, auch in der bildungsbürgerlichen Öffentlichkeit die aufgeklärte wissenschaftliche Theologie in Frage zu stellen. Den Anfang macht Sixt Carl Kapff, damals noch Pfarrer in Kornthal. *Es gibt Tollkirschen*, so formulierte Kapff im Christenboten, *vor denen gewarnt werden muss. Wir leben in einer Zeit des Abfalls, ein finsterner Geist des Unglaubens geht durch die Welt, der Vater der Lüge sitzt auf Kanzeln und Lehrstühlen. ... Lust und Eigensucht* seien der eigentliche Kern des von Strauß verbreiteten Unglaubens. Als Freunde von Strauß replizierten und ihrerseits die naive Weltsicht der Pietisten angriffen, mischten sich Barth und der jüngere Bruder von Ludwig Hofacker, Wilhelm Hofacker, in die Debatte ein. Hofacker artikulierte vor allem sein Misstrauen gegenüber der Universitätstheologie. Es sei angebracht, so

Abb. 7 — Prälat Sixt Karl Kapff (1805–1879), der Repräsentant des Pietismus in der württembergischen Kirchenleitung.



schriebler, für die Kirche eine besondere Anstalt zur Predigerausbildung außerhalb der Universität einzurichten. Friedrich Theodor Vischer benutzte umgekehrt 1844 seine Tübinger Antrittsvorlesung zu einem weiteren scharfen Angriff auf die Pietisten. Das führte dazu, dass an einem Adventssonntag des gleichen Jahres vier Stuttgarter Geistliche, darunter Albert Knapp und Wilhelm Hofacker, gegen Vischer predigten. Die wechselseitige Diffamierung hatte damit einen neuen Höhepunkt erreicht. Die Pietisten machten die Aufklärer für den Ausbruch der Französischen Revolution und den Geist des Unglaubens verantwortlich. Diese sahen in den Pietisten wiederum *Kopfhänger* und *Mucker*, die ihre finsternen Geschäfte im Verborgenen trieben. Fast gleichzeitig machte es Schlagzeilen, dass Johann Christoph Blumhardt, der von 1831 bis 1837 am Missionshaus in Basel gearbeitet hatte und dann Barths Nachfolger in der Gemeinde Möttlingen geworden war, dort aus einem jungen Mädchen angeblich den Teufel ausgetrieben hatte. Die Liberalen sahen darin die gefährliche Verirrung eines verbohrten Pietisten, die Pietisten um Blumhardt dagegen einen eindeutigen Beweis für das Wirken Jesu in ihrer eigenen Zeit. Binnen weniger Wochen kam es in Möttlingen zu dem, was von pietistischer Seite als eine *Erweckung* bezeichnet wurde. Blumhardt predigte an den Sonntagen vor mehreren Tausend Personen aus dem ganzen Land.

Für beide Seiten brachten die revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 eine völlig neue Situation. Die Liberalen hatten im Frankfurter Parlament die Chance, eine neue politische Ordnung zu gestalten, die ihren freiheitlichen Prinzipien entsprach. Die Pietisten mussten hingegen auf die Frage, warum es zu dieser Revolution trotz aller ihrer Anstrengungen gekommen war, eine Antwort finden. Nur ein einziger Pietist wurde in das Frankfurter Parlament gewählt. Es war pikanterweise der Sohn des Korntaler Gemeindevorstehers Hoffmann, Christoph Hoffmann, der in einem Aufsehen erregenden Wahlkampf in Ludwigsburg keinen Geringeren als David Friedrich Strauß mit 5800 zu 3300 Stimmen besiegte. Da Christoph Hoffmann wie viele seiner pietistischen Zeitgenossen überzeugt war, die Welt bewege sich nunmehr tatsächlich in großen Schrit-

ten auf das Ende zu, so dass sich auf der einen Seite die Kinder Gottes und auf der anderen Seite die Anhänger der Sünde sammelten, votierte er im Frankfurter Parlament für die strikte Trennung von Kirche und Staat. Der außer von Hoffmann nur von der äußersten Linken unterstützte Antrag wurde in der Paulskirche mit 357 zu 99 Stimmen abgelehnt. Tief enttäuscht kehrte Christoph Hoffmann aus Frankfurt zurück. Kapff und seinen Freunden waren die politischen Aktivitäten Christoph Hoffmanns suspekt. Sie orientierten sich nicht an den Debatten in der Paulskirche, sondern an der großen Rede, die der Gründer des »Rauhen Hauses« in Hamburg, Johann Hinrich Wichern, 1849 auf dem Ersten Deutschen Evangelischen Kirchentag in Wittenberg gehalten hatte. Was Wichern als Antwort auf die Revolution vorschlug, war die Gründung einer »Inneren Mission«. Es gelte, so Wichern, sich nicht nur um den Unglauben draußen in der weiten Welt zu kümmern, sondern auch und gerade um den Unglauben im eigenen Land. Innere Mission war für ihn somit ein wichtiges Gegenstück zur Äußeren Mission. Innere Mission, so wie Wichern sie verstand, war zunächst und vor allem eine organisatorische Koordination aller Aktivitäten, die bisher schon bestanden, also der evangelischen Rettungshäuser, Verlage, Traktatvereine und dergleichen, sowie deren gezielter Ausbau und Stärkung. Dafür hatten

Abb. 8 — Das Bruderhaus in Reutlingen mit den von Gustav Werner gegründeten Anstalten.



die Württemberger in der Tat viel zu bieten. Wie es sich rasch zeigen sollte, lag das Schwergewicht der gesamten Arbeit auf dem Gebiet der Inneren Mission aber in Norddeutschland und insbesondere in Berlin. Viele der norddeutschen Frommen waren außerdem überzeugt, allein eine kleindeutsche Lösung der nationalen Frage unter preußischer Führung könne auch zur Lösung der dringendsten sozialen und religiösen Probleme beitragen. Kapff war der erste, der sich in Württemberg diesem Kurs mit Überzeugung anschloss. Was er nicht ahnte und wohl auch nicht intendierte, war die Tatsache, dass in dem Maße, in dem sich die Augen der Frommen auf Berlin richteten, Basel und alles, was mit Basel zusammenhing, in den Hintergrund rückte. Das Konzept der Inneren Mission bezog sich auf das protestantische Deutschland und ersetzte das Basler Konzept der Christentumsgesellschaft, das die gesamte Menschheit im Auge hatte. Dass durch eine kleindeutsche Einigung auch der württembergische Monarch einen guten Teil seiner Souveränität verlieren würde, nahmen Pietisten wie Kapff billigend in Kauf.

In den 1850er und 1860er Jahren folgten aber nicht alle Pietisten dem Kurs von Kapff, sondern auch solche Kreise, die mit dem Pietismus nichts im Sinn hatten. Im Krieg von 1866 stand Württemberg auf der Seite von Österreich. Auch im Jahre 1868 wurden vor allem Kandidaten in den württembergischen Landtag gewählt, die von der preußischen Politik nichts hielten. Der große politische Umschwung kam erst im Zuge des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Die von den Pietisten erhoffte religiöse und soziale Wiedergeburt des deutschen Volkes blieb nach 1871 jedoch aus. *Wir haben viel verloren in den zehn Jahren seit der Schlacht von Sedan, war 1880 im Christenboten zu lesen, verloren an frommem, treuem Volkssinn und Volksgehalt, und wir haben seither manche schöne Hoffnung wenigstens für jetzt zu Grabe tragen müssen. Zwei Jahre später, 1882, war der Tenor der gleiche. Nun hießes: Unser deutsches Volk hat in den letzten zehn Jahren gewaltige Fortschritte gemacht in der Entfremdung von Gott.*

In den Kreisen der frommen Kirchenchristen in Württemberg hatten in den zwei Jahrzehnten vor 1870/71 zwei sehr unterschiedliche Persön-

lichkeiten Furore gemacht: Gustav Werner und Christoph Hoffmann. Für Gustav Werner lag der *Schlüssel der Weltherrschaft Christi in der Industrie*, wie er es formulierte. Es gelte, so Werner, die Industrie mit christlichen Werten und christlichem Geist zu durchdringen. *Die drohenden Gefahren des Kommunismus und Sozialismus zu überwinden vermag nur der christliche Gemeingeist*, schrieb er 1850. *Diesen in alle unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, die fast unheilbar krank sind, namentlich in das gewerbliche Gebiet einzuführen, ist die größte Aufgabe unserer Zeit; von ihrer Lösung hängt unsere Rettung ab. Sie wird dadurch erreicht werden, wenn in einem lebendigen Beispiel eine Gemeinschaft zeigt, wie durch den Geist des Christenthums die Gesellschaft und die Arbeit gesegnet wird.* Ein Jahr später, 1851, kaufte Gustav Werner die Reutlinger Papierfabrik. Obwohl er sofort bezahlte Arbeiter einstellen musste, da die Insassen seiner Rettungsanstalt die schwierigen Arbeiten in der Fabrik nicht bewältigen konnten, war Werner vom Erfolg seiner Initiative überzeugt. *Ich hoffe kühnlich und spreche es zuversichtlich in dieser trostlosen, matten Zeit*, so Werner 1852, *dass der Stern meines vielgeliebten Volkes noch nicht untergegangen ist, sondern eben jetzt in höherem Glanze aufgehen soll, und dass der Träumer unter den Brüdern, der mein Volk unter andern Völkern immer war, die erste Stelle einnehmen wird, wenn er die Rät sel unserer Zeit lösen und dem hungernden Volke für Seele und Leib Brot schaffen wird.* Werners Volk war, das sei hinzugesetzt, Württemberg, nicht Deutschland.

Zunächst ging es in Werners Reutlinger Unternehmen steil aufwärts. Sein Reutlinger Rettungshaus wuchs, Hunderte von Personen außerhalb von Reutlingen unterstützten ihn. Werner gründete Rettungsanstalten auch an anderen Orten. Weitere Betriebe kamen hinzu, so auch eine mechanische Werkstätte. König Wilhelm ehrte Werner 1860 mit seinem Besuch. Binnenweniger Jahre ging es dann aber rapide abwärts. Werner hatte sich völlig überschuldet. 1863 musste ein Gericht den Konkurs regeln. Nur einige wenige einigermaßen gesunde Komponenten überlebten schließlich und konnten 1881 in die »Gustav-Werner-Stiftung« eingebracht werden.

Zu diesem Zeitpunkt lebte Christoph Hoffmann längst nicht mehr in Württemberg. Nach der Rückkehr aus Frankfurt standen für ihn die Konsequenzen, die er glaubte aus eschatologischen Hoffnungen ziehen zu müssen, im Zentrum aller Aktivitäten. Die verdorbenen wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Zustände in Deutschland konnten seiner Meinung nach nur durch eine grundlegende Erneuerung der ganzen Welt behoben werden. Gott habe, so Hoffmann, dazu die Deutschen als das Volk eines neuen Bundes auserwählt. Voraussetzung sei, so Hoffmann in seinem 1849 publizierten Buch »Stimmen der Weissagung über Babel und das Volk Gottes«, *die Sammlung eines Volkes Gottes im kleinsten und engsten Kreise*, und eben dies war es, was er in den 1850er Jahren auf dem Kirschenhardthof bei Marbach anstrebte. Eigentliches Ziel Hoffmanns war die Auswanderung der Auserwählten nach Palästina und dort die Erneuerung des Tempels. Bemerkenswert ist, wie umsichtig er vorging. Er wanderte nicht einfach los, so wie das die von Johann Jakob Friedrich angeregte Maria Gottlieb in Kummer von Cleeborn mit ihrer Gruppe im Jahre 1801 getan hatte, die in Wien von österreichischen Behörden aufgegriffen und dann nach Württemberg zurückgeschickt wurde. Im Jahre 1819 sollte Friedrich der erste Korntaler Pfarrer werden. Christoph Hoffmann bat vielmehr 1854 die Spitze des Deutschen Bundes, sich bei der türkischen Regierung dafür zu verwenden, dass ihm und seinen Anhängern in Palästina besondere Privilegien erteilt würden. 1858 sandte er eine Kommission dorthin, die Möglichkeiten für eine Ansiedlung erkunden sollte. Ebenso bat er seinen älteren Bruder Wilhelm, inzwischen Hofprediger bei Friedrich Wilhelm IV. in Berlin, um Unterstützung. Bereits 1861 wanderte eine Vorhut aus, während Hoffmann auf dem Kirschenhardthof den »Neuen Tempel« errichtete. Da er in eigener Regie die Kinder seiner Anhänger taufte und konfirmierte, wurde er 1861 aus der evangelischen Kirche ausgeschlossen. Im Gegenzug machte sich Hoffmann zum Bischof seiner auf mehrere Tausend Personen angewachsenen Gemeinde. Der Rest der Geschichte ist rascherzählt. 1868/69 wanderten Hoffmann und seine Anhänger nach Palästina aus, wo sie in Haifa, Jaffa, Saron und bei Jerusalem vorbildli-

che christlich-soziale Siedlungen anlegten, deren Reste auch heute noch zu sehen sind. Da sich die deutschen Templer in den 1930er Jahren für den Nationalsozialismus einsetzten, wurden sie im Laufe des Zweiten Weltkriegs von der britischen Mandatsmacht nach Australien zwangsumgesiedelt. Interessant ist, dass sich junge australische Historiker deshalb heute für die Geschichte von Christoph Hoffmann, der 1885 verstarb, und für die Geschichte von Korntal und die Bedeutung der Eschatologie im württembergischen Pietismus interessieren.

Auch im ausgehenden 19. und im frühen 20. Jahrhundert fügten sich Interessen und Aktivitäten der württembergischen Pietisten nicht immer harmonisch in die Politik der evangelischen Landeskirche ein. Gewiss: Die Gemeinschaften der Altpietisten, der Hahnschen Brüder und der Pregizerianer kümmerten sich vor allem um lokale Dinge und meldeten sich, wenn es um Belange der ganzen Kirche ging, nur selten zu Wort. Unzufrieden waren sie freilich stets mit der wissenschaftlichen Theologie, die an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen gelehrt wurde. Andere, so vor allem der Lehrer am Evangelischen Töchterinstitut in Stuttgart und Begründer des Evangelischen Lehrervereins Christian Dietrich engagierten sich seit Ende der 1880er Jahre im Gnadauer Gemeinschaftsverband und schlossen sich damit eng an norddeutsche Pietisten an, die ihrerseits von englischen und amerikanischen Erweckungspredigern inspiriert wurden. In seinem 1887 publizierten Buch »Kirchliche Fragen der Gegenwart« polemisierte Dietrich gegen die Mächte des Unglaubens, gegen die katholische Kirche, die moderne Wissenschaft, die Presse und das Wirtshaus. Als Gegenmittel empfahl er Buße, Heiligung, Absonderung von der Welt und die Gemeinschaft in der Absonderung. Da auch ihm klar war, dass sich die Hoffnungen auf eine religiöse Wiedergeburt des ganzen deutschen Volkes nach 1871 nicht erfüllt hatten, verwies er deshalb auf *außerordentliche Mittel*. Darunter verstand er besondere *Erweckungs- und Heiligungsversammlungen* durch besondere *Evangelisten*. Von angelsächsischen Erweckungsmethoden hielt Dietrich freilich nichts. *Eine Mission in Deutschland muss deutsch sein*, schrieb er. *Daher ziemt für sie deutsche*

*Weise: deutsche Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit, deutsche Besonnenheit und Nüchternheit, deutsche Bescheidenheit und Sittsamkeit (daher keine weiblichen Prediger), deutsche Pietät und Kirchlichkeit, aber auch deutscher Mut und Beharrlichkeit.* Zugleich erinnerte Dietrich jedoch auch an die eschatologischen Hoffnungen, denen im württembergischen Pietismus seit dem 18. Jahrhundert eine überragende Bedeutung zugekommen war. *Die Zeit eilt, schrieb er, dass uns Gott den vielbedrohten Weltfrieden so lange erhält und uns wieder einen Kaiser gegeben hat, der seine Stellung und Aufgabe als vornehmstes Glied und als Schirmherr der deutschen evangelischen Kirche heilig und hoch hält, legt allen, die im Weinberg des Herrn arbeiten, die heilige Pflicht auf, diese Zeit auszukauften für Werke des Herrn. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Es kommen nach den Tagen der Ruhe und des Friedens Zeiten des wilden Sturms und der Gerichte.* Diesen Worten eignete unverkennbar ein prophetischer Ton. Im August 1914 war die Zeit der Ruhe vorbei. Mit wenigen Ausnahmen begrüßten auch die württembergischen Pietisten den von Berliner Politikern und Militärs und nicht zuletzt von Kaiser Wilhelm II. vom Zaun gebrochenen Krieg. In Korntal versammelte sich am 31. Juli 1914 die ganze Gemeinde vor dem Rathaus und sang in religiöser Ergriffenheit und in nationaler Hingabe »Es braust ein Ruf wie Donnerhall«, »Ein feste Burg ist unser Gott« und das Deutschlandlied. Fast alle der ausziehenden Soldaten feierten mit der Gemeinde das Abendmahl.

2. Die kirchliche Statistik bietet neue Einsichten in Praktiken und Erwartungen des württembergischen Kirchenvolks im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Für die letzte Phase, für die Jahrzehnte von 1871 bis 1918, liegt seit einigen Jahren eine außergewöhnlich reichhaltige neue Quelle vor: Der »Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland«, den Lucian Hölscher im Jahre 2001 veröffentlicht hat und der von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg reicht. Der dritte Band dieses Werks ist Süddeutschland gewidmet und dort finden wir eine bisher nicht bekannte Fülle serieller Daten zur »Evangelisch-Lu-



therischen Landeskirche in Württemberg«, und zwar Daten zur Abendmahlsfrequenz, zu Taufen, Trauungen, Beerdigungen sowie zum Konfessionswechsel und zu den Kirchenwahlen. Diese Daten wurden bisher noch nicht ausgewertet, auch von Hölscher in seiner 2005 publizierten »Geschichte der protestantischen Frömmigkeit in Deutschland« nicht. Auch wenn Hölscher weder Daten zu den evangelischen Freikirchen noch zu den Vereinigungen und Gruppierungen innerhalb der Landeskirche aufgenommen hat, zeigen die von ihm erschlossenen Materialien, wie sich die Einstellungen, Praktiken und Erwartungen des evangelischen Kirchenvolks in Württemberg in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg veränderten.

Wenden wir uns zunächst den Abendmahlsstatistiken zu. Die Abendmahlsfrequenz betrug in ganz Württemberg, wenn wir den von Hölscher und seinen Mitarbeitern ermittelten Daten folgen, im Jahre 1862 71%, 1890 51%, 1913 39% und 1918 schließlich noch 37%. Da Hölscher die Daten für die einzelnen Dekanate erfasst hat, lassen sich im Einzelnen aber bemerkenswerte Differenzen feststellen. In Städten wie Böblingen, Esslingen, Kirchheim/Teck, Marbach, Nürtingen und Schorndorf und den dazu gehörenden Dekanaten lagen die Zahlen von Anfang an etwas unter dem Landesdurchschnitt. Etwa 60 bis 70% besuchte in diesen Landesteilen im Stichjahr 1860 das Abendmahl: In Böblingen waren es 72%, in Esslingen 70%, in Kirchheim/Teck 60%, in Marbach 64%, in Nürtingen 69% und in Schorndorf 61%. Bis zum Stichjahr 1890 sank die Beteiligung am Abendmahl in diesen Dekanaten auf durchschnittlich 50%. Das heißt, im Dekanat Böblingen gingen dann noch 52% der evangelischen Bevölkerung zum Abendmahl, in Esslingen 44%, in Kirchheim/Teck 53%, in Marbach 52%, in Nürtingen 54% und in Schorndorf 48%. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg war in diesen Orten die Abendmahlsbeteiligung noch einmal deutlich geringer. Sie betrug jetzt durchschnittlich 40%: In Böblingen 42%, in Esslingen 36%, in Kirchheim/Teck 47%, in Marbach 41%, in Nürtingen 45% und in Schorndorf ebenfalls 45%. In den Dekanaten Backnang, Besigheim, Cannstatt, Göppingen, Heilbronn, Ludwigsburg und Reutlingen, in Orten also, wo die Industriali-

sierung im 19. Jahrhundert deutlich Fuß fasste, waren die Zahlen noch niedriger. Sie betragen in Cannstatt beispielsweise im Jahre 1860 57% und im gleichen Jahr in Reutlingen nur 46%. Über die bereits erwähnten Stichjahre hinweg sollte in diesen Dekanaten die Beteiligung am Abendmahl kontinuierlich sinken, so beispielsweise im Dekanat Heilbronn von 1860 59% auf 1890 38% bis 1913 33%, oder im Dekanat Ludwigsburg von 1860 51% auf 1890 34% bis 1913 27%. Das heißt, dass sich an diesen Orten am Vorabend des Ersten Weltkriegs nur noch jeder dritte oder vierte Erwachsene am Abendmahl beteiligte.

Umgekehrt war die Abendmahlsfrequenz an den Orten, an denen es auch im ausgehenden 19. Jahrhundert noch starke pietistische Gemeinschaften gab, höher als im Landesdurchschnitt. Zu diesen Dekanaten können Blaubeuren, Münsingen, Herrenberg, Calw und Nagold gerechnet werden. Schon die Ausgangslage war bemerkenswert. Damals betrug die Beteiligung am Abendmahl in Blaubeuren und Münsingen 100%, in Calw 80%, in Nagold 77% und in Herrenberg 69%. Auch um 1890 sind die Zahlen noch überdurchschnittlich hoch und lagen zwischen 60 und 80%, so in Münsingen 77%, in Blaubeuren 70%, in Nagold 66% und in Calw 60%. Bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs änderte sich in diesen Dekanaten die Abendmahlsbeteiligung kaum. Sie betrug im Stichjahr 1913 in Münsingen immer noch 70%, in Blaubeuren 69%, in Calw 58%, in Nagold 57% und in Herrenberg immer noch 47%.

Die höchste Abendmahlsfrequenz ist in jenen Dekanaten zu verzeichnen, in denen die Protestanten in einer Diasporasituation lebten, so in den Dekanaten Biberach, Ravensburg und Sulz am Neckar. Die Abendmahlsbeteiligung lag in Biberach 1860 bei 76%, 1890 bei 67% und 1913 sogar bei 68%, in Ravensburg 1860 bei 81%, 1890 bei 52% und war bis 1913 wiederum auf 71% gestiegen.

Verschiedene Schlüsse kann man aus diesen Zahlen ziehen. So scheint der Beginn der Industrialisierung einen negativen Einfluss auf die Abendmahlsbeteiligung gehabt zu haben. In jenen Städten, in denen die gewerbliche Produktion und der Handel durch Fabriken ergänzt wurde, nahm das Interesse am Abendmahl zwar schrittweise, insgesamt

gesehen aber deutlich ab. Dort hingegen, wo vergleichsweise viele Pietisten lebten, also Personen, denen das Christentum persönlich viel bedeutete, waren und blieben die Zahlen vergleichsweise hoch. Unverkennbar ist schließlich die Korrelation zwischen der Diasporasituation und dem Interesse am Abendmahl.

Was die von Hölscher ermittelten Zahlen zur Taufe von Neugeborenen angeht, so ist die Ausgangslage im ganzen Land bemerkenswert einheitlich und eindrucksvoll hoch. Im württembergischen Landesdurchschnitt wurden 1880 97% aller Neugeborenen getauft. Nur Stuttgart fiel mit 92% etwas ab. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs sind kaum Veränderungen zu konstatieren. Auch 1913 wurden im Landesdurchschnitt immer noch über 90% aller Säuglinge evangelischer Eltern getauft, in Stuttgart immerhin noch 88%. Eine Ausnahme bildet interessanterweise das Dekanat Ravensburg. Dort entschieden sich 1910 nur noch 79% aller evangelischen Eltern, ihre Kinder taufen zu lassen. Ob die nicht getauften Kinder aus konfessionsverschiedenen Ehen stammten, ist zu vermuten, wäre aber im Einzelnen zu untersuchen. Im Vergleich zur Abendmahlsbeteiligung vermitteln die Taufstatistiken somit ein deutlich anderes Bild: Die Ausgangslage war höher und der Schwund insgesamt geringer, was heißt, dass es für die meisten evangelischen Eltern bis zum Ende des Königreichs Württemberg selbstverständlich war, ihre Kinder taufen zu lassen.

Noch einmal ein anderes Bild weisen die von Hölscher gesammelten Daten zu den kirchlichen Trauungen evangelischer Paare auf. Um 1880 lag die Zahl fast so hoch wie bei den Taufen. Nur das Dekanat Ravensburg machte eine Ausnahme. Dort ließen sich 1880 nur 72% aller Paare kirchlich trauen. Bemerkenswert ist es nun jedoch, dass in den folgenden Jahren auch an einigen anderen Orten die Zahl der kirchlichen Trauungen deutlich sank, so in Cannstatt im Jahr 1910 auf 76% und in Stuttgart auf 78%. In Ravensburg ließen sich am Vorabend des Ersten Weltkriegs nur noch 68% aller evangelischen Paare kirchlich trauen. Das heißt, auf das Landesganze gesehen blieb die Bedeutung der Taufen bis zum Ersten Weltkrieg relativ stabil, nicht dagegen die der kirchlichen Hochzeiten.

Eine weitere Überraschung bietet Hölschers Statistik, was die Zahl der Beerdigungen angeht. Im Landesdurchschnitt wurden im Jahre 1880 nur etwa 70% aller Personen evangelischen Glaubens kirchlich beerdigt. Eine Ausnahme bildeten wiederum die Evangelischen, die in katholischem Umfeld lebten. Dort bestanden fast alle Personen auf einer kirchlichen Beerdigung. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs veränderten sich diese Zahlen aber deutlich. Um 1914 wurden im Landesdurchschnitt neun von zehn Personen kirchlich beerdigt, an manchen Orten sogar alle.

Was können uns diese Zahlen über die evangelische Kirche in Württemberg in den letzten Jahrzehnten der Monarchie sagen? Die von Hölscher gesammelten Daten sind, so scheint mir, zunächst einmal ein eindrucksvolles Zeugnis der Kontinuität. Die von König Friedrich I. im Jahre 1806 geschaffene Staatskirche beziehungsweise die Organisation der Evangelischen Landeskirche als Staatsanstalt erwies sich auch nach Eingliederung von Württemberg in das Deutsche Reich als sehr stabil. Die Leitung der Landeskirche durch das Konsistorium unter der Herrschaft des Königs, die Gliederung in Dekanate, die mit den Oberamtsbezirken übereinstimmten, sowie die Einführung der Pfarrgemeinderäte und der Diözesansynoden durch König Wilhelm I. und der Landessynode durch seinen Nachfolger, König Karl I., dies alles bürgte für Kontinuität und Sicherheit und machte die Kirche zu einem selbstverständlichen Teil des öffentlichen Lebens. In Stadt und Land waren Rathaus, Kirche und Schule die drei Pfeiler der württembergischen Gesellschaft.

Von braven Kirchenmitgliedern als Skandal empfundene Angelegenheiten hatten auf das kirchliche Leben, wenn man der kirchlichen Statistik folgt, kaum Einfluss. Das gilt in den 1890er Jahren für den »Fall Schrempf« (Christoph Schrempf wurde von der Kirchenleitung 1892 *wegen Verfehlung gegen die übernommenen Dienstgeschäfte* fristlos und ohne Gewährung einer Pension entlassen) ebenso wie für den Eintritt des jüngeren Blumhardt in die SPD. Was kirchlich engagierte Intellektuelle und auch die Mitglieder der Kirchenleitung erregte, brachte das

Kirchenvolk, das von seinen Pfarrern die Durchführung von Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen und den sonntäglichen Gottesdienst erwartete, nicht ab von Tradition und Herkommen. Natürlich gibt es, wenn man Hölschers Zahlen liest, immer wieder Fragen. Warum verließen in Herrenberg im Jahre 1882 30 Personen die evangelische Kirche, warum in Crailsheim 1891 sogar 41, warum in Blaufelden 1896 11 und in Brakenheim im gleichen Jahr 23? Die jeweiligen lokalen Umstände können aus den vorliegenden Zahlen nicht ermittelt werden, dürften aber im Einzelfall von großem Interesse sein.

Sehr deutlich belegen die von Hölscher erarbeiteten Statistiken jedoch auch, dass sich in Württemberg das kirchliche und religiöse Leben in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg veränderte. Das Interesse an kirchlichen Beerdigungen nahm deutlich zu, das Interesse am Abendmahl nahm im gleichen Zeitraum zwar schrittweise, aufs Ganze gesehen aber deutlich ab. Ganz offensichtlich blieb somit das, was das Kirchenvolk von seinen Pastoren erwartete, durchaus nicht gleich. Es wäre zu prüfen, ob auch die Kirchenleitung schon vor 1914 diese Veränderungen bemerkte und daraus erste Konsequenzen zog, etwa in der Weise, dass angehende Pastoren besonders gründlich auf die Gestaltung von Beerdigungen vorbereitet wurden.

Die angesprochenen Veränderungen sind in jenen Städten besonders deutlich, in denen die Industrialisierung das Leben veränderte. Schon den Zeitgenossen war klar, dass zwischen der neuen sozialen Schicht der Industriearbeiterschaft und dem traditionellen Bürgertum eine immer tiefere Kluft entstand. In Fabriken beschäftigte Männer waren es vor allem, die Distanz zur Kirche hielten, während ihre Frauen, vor allem wenn sie einen ländlichen Hintergrund hatten, die Verbindungen zur Kirche aufrecht hielten. So ist zu vermuten, dass die Initiative, sich kirchlich trauen und die Kinder taufen zu lassen, häufig von den Frauen ausging. Aufs Ganze gesehen entstanden in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg somit, was Kirche und Religion, trotz der erwähnten Stabilität der Verhältnisse, in Württemberg durchaus unterschiedliche Lebenswelten: Hier die Dörfer und die kleineren Städte, in denen das

Leben seinen gewohnten Gang ging, dort die rasch wachsende Großstadt Stuttgart oder Städte wie Reutlingen, in denen sich die Arbeiterschaft in einem kirchenfernen Milieu einrichtete.

Ein Blick auf die Zahlen aus der Zeit nach 1918 zeigt, in welchem Maße die Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg als die »gute alte Zeit« empfunden werden konnten. Im Jahr 1931 nahmen in den Dekanaten Böblingen und Urach nur noch 27% aller Protestanten am Abendmahl teil, im Dekanat Ludwigsburg ganze 11%. Die Zahl der Taufen sank in Stuttgart im Zweiten Weltkrieg auf 45% und die der Trauungen auf 39%. Nichts zeigt die lang anhaltende Krise der evangelischen Kirche in Württemberg nach dem Ende der Monarchie deutlicher als die Zahl der Kircheneintritte und Kirchenaustritte. Dazu noch einmal einige Zahlen. Kircheneintritte laut Hölscher in ganz Württemberg im Jahre 1860: 50, Kirchenaustritte im gleichen Jahr 293; Kircheneintritte 1880: 116, Kirchenaustritte: 383; Kircheneintritte 1890: 97, Kirchenaustritte damals 144; Kircheneintritte 1900: 122, Kirchenaustritte: 194; Kircheneintritte 1910: 178, Kirchenaustritte: 428. Diese Zahlen sind zwar nicht unerheblich, im Verhältnis zur gesamten Bevölkerung aber relativ gering. Ganz anders sahen die Zahlen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs aus: Kircheneintritte 1919: 294, Kirchenaustritte: 1.203; Kircheneintritte 1922: 327, Kirchenaustritte: 5.672; Kircheneintritte 1931: 745, Kirchenaustritte: 5.218; Kircheneintritte 1939 schließlich 515, Kirchenaustritte in diesem Jahr 13.721. Allein die Zahl der Beerdigungen stieg nach 1918 kontinuierlich weiter an. Sie betrug im Stichjahr 1931 im Landesdurchschnitt 95% und erreichte während des Zweiten Weltkriegs in vielen Gemeinden 100%.

Dass diejenigen Protestanten, die in jenen Teilen Württembergs lebten, in denen die Katholiken in der Mehrheit waren, sich aufs Ganze gesehen aktiver am kirchlichen Leben beteiligten als ihre Glaubensbrüder und Glaubensschwestern, die in Dekanaten auf altwürttembergischem Boden zu Hause waren, zeigen die vorliegenden Zahlen sehr deutlich. Religionssoziologisch heißt dies, dass kirchliche Konkurrenz auch in Württemberg die religiöse Wahrnehmung schärfte und zu mehr kirch-

Abb. 9 — Feldpostkarte aus dem Ersten Weltkrieg.



lichem Engagement führte. Das gilt aber nicht für alle Aspekte des kirchlichen Lebens. Während in protestantischen Diasporagemeinden der Abendmahlsbesuch und die Zahl der kirchlichen Beerdigungen im gesamtwürttembergischen Durchschnitt besonders hoch waren, schwankten die Zahl der Taufen und der kirchlichen Hochzeiten. Vor 1914 gingen die entsprechenden Zahlen teilweise sogar zurück. Entscheidend dürften hier die so genannten »Mischehen« sein, also konfessionsverschiedene eheliche Verbindungen, die man im Rückblick mit einem ökumenischen Akzent besser als konfessionsverbindende Ehen bezeichnen sollte. Welche Folgen an Orten wie Ravensburg die Verbindung von Partner verschiedener Kirchenzugehörigkeit hatten, sollte in Lokalstudien untersucht werden.

3. Im Ersten Weltkrieg geht in einem maßlosen Blutvergießen eine durchaus konstruktive kirchenpolitische Ära der Reformen abrupt zu Ende.

In allen württembergischen Dekanaten schnellten die Zahlen, die die Abendmahlsfrequenz dokumentieren, im Jahre 1914 kurzfristig um zehn Prozentpunkte hoch, im Landesdurchschnitt von etwa 39 auf etwa 48%. Wofür stehen diese Zahlen? Sind sie ein Beleg dafür, dass die Euphorie, die im August 1914 viele Teile der deutschen Bevölkerung erfasste, auch in Württemberg zu finden ist und dass damals auch in Württemberg mit den nationalen auch die religiösen Gefühle überbordeten, weil das Schicksal der Nation mit der Sache Gottes gleichgesetzt wurde? Oder sollten wir nicht vorsichtiger sein und aus diesen Zahlen herauslesen, dass viele junge Männer, ehe sie in den Krieg zogen, in dem sie vielleicht ihr Leben verlieren würden, zusammen mit ihren Familien das Abendmahl einnehmen wollten? Die Zahlen der kirchlichen Beerdigungen lagen während des Ersten Weltkriegs jedenfalls fast überall bei 100%. Je länger der Krieg dauerte, desto höher wurden die Verluste. Die Tafeln mit den Namen der Kriegstoten, die nach 1918 in allen württembergischen Kirchen, selbst in den kleinsten Dörfern, angebracht wurden, legen davon bis auf den heutigen Tag ein erschütterndes Zeugnis ab.



Von meinen Großeltern weiß ich, dass sie im Ersten Weltkrieg ihre goldenen Eheringe gegen eiserne Ringe eintauschten, dem Motto folgend: »Gold gab ich für Eisen«, und dass sie für ihr bescheidenes Vermögen Kriegsanleihen kauften, die nach dem Kriege nichts mehr wert waren. Mein Großvater, Heinrich Fausel, 1864 noch in Wilhelmsdorf geboren, seit 1894 Lehrer in Reutlingen und ab 1913 Rektor der dortigen neu gegründeten Mädchenmittelschule, Anhänger von Friedrich Naumann, stimmte seine Schülerinnen von 1914 an in besonderen Veranstaltungen auf die deutsche Sache ein. In seine von der Stuttgarter Bibelanstalt im Jahre 1912 herausgebrachte Jubiläumsbibel notierte er im Laufe des Ersten Weltkriegs unter der Rubrik »Sonstige wichtige Familienereignisse« auch politische Geschehnisse. Am 21. Oktober 1918 schrieb er, dass sein nach ihm benannter ältester Sohn, mein Onkel Heinrich, der damals gerade 18 Jahre alt war, als Soldat nach Belgien eingezogen wurde. *Uns ist bange*, merkte er an, *aber wir verzagen nicht. Ein feste Burg ist unser Gott*. Und dann am 9. November 1918: *Ausbruch der unheilvollen deutschen Revolution. Jähes Ende von Kaiser und Reich; Herrschaft des schlimmsten Sozialismus. Tiefste Erschütterung von Volk und Vaterland in seinen Grundfesten. Abdankung von Kaiser und König*.

Schritt für Schritt hatte der württembergische König Wilhelm II., der seit 1891 regierte, auf politischem und kirchlichem Gebiet Reformen durchgeführt. Die von seinem Vater, König Karl I., verfügte Trennung von bürgerlicher Gemeinde und Kirchengemeinde erfüllte er mit Leben. Auf die Verfassungsreform von 1906, durch welche die Vertreter der Kirche nur noch einen Sitz in der Ersten Kammer erhielten, aber nicht mehr in der nach dem Verhältniswahlrecht gewählten Zweiten Kammer, folgte das neue Volksschulgesetz von 1906, durch das die Geistliche Schulaufsicht beseitigt wurde. 1901 kam in Württemberg eine neue Schulbibel heraus, anschließend wurde die Liturgie von 1841, die ihrerseits die Liturgie von 1809 ersetzt hatte, überarbeitet. 1912 erschien ein neues Gesangbuch für die evangelische Kirche in Württemberg. Diese und andere Beispiele zeugen von einem guten Verhältnis von Tradition und Fortschritt. Von 1918 aus gesehen konnte die Zeit vor

1914 in der Tat als die »gute alte Zeit« erscheinen. Bis zu seinem Tod im Jahre 1928 konnte mein Großvater es nicht verwinden, dass auch der von ihm geliebte württembergische König im November 1918 abdanken musste.

*Weiterführende Literatur:*

Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Lucian Hölscher, Band 3: Süden. Berlin, New York 2001. ❁ HARTMUT LEHMANN, Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Stuttgart 1969. ❁ GERHARD SCHÄFER, Zu erbauen und zu erhalten das rechte Heil der Kirche. Eine Geschichte der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Stuttgart 1984.